

# Luthers Heidelberger Disputatio

## Die Kraft des Sekundären

Zu den bemerkenswertesten Impulsen unserer kulturellen Tradition – nennen wir sie getrost christlich-abendländisch – gehört die mit einem obligatorischen Verzögerungseffekt einsetzende Hochschätzung von Häretikern. Sokrates musste den Schierlingsbecher trinken, weil er den Göttern die gebührende Anerkennung verweigert und die Jugend gegen die Ordnung der Polis aufgewiegelt hatte. Und Jesus wurde gekreuzigt, weil er von vielen Zeitgenossen ebenfalls als Aufwiegler gegen staatliche und religiöse Orthodoxie wahrgenommen wurde. Athen und Jerusalem: die beiden Ursprungsstätten des christlichen Abendlandes stehen mit ihren produktivsten Impulsen ganz im Zeichen des Abfalls vom rechten Glauben und von rechtmäßigen Ordnungen. Die beiden legendären Protagonisten einer Lebenshermeneutik, in deren Bann wir bis heute stehen, haben eigentümliche Gemeinsamkeiten – etwa die, selbst keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen zu haben, aber sekundär in Platon bzw. in Evangelisten und Aposteln beredt und vor allem schreibselige Zeugen gefunden zu haben. Oder die, dass ihr tödliches Scheitern zu Lebzeiten sich post mortem in triumphalen Erfolg und in unvergleichliche Wirkungsgeschichten wandelte, konvertierte, transformierte, transsubstantiierte und in Gestalt von Akademien bzw. Universitäten und Kirche auch machtvolle Organisations- und Institutionsgewalt annahm.

Das sokratische und jesuanische Rollenmodell einer Häresie, der durchschlagender Erfolg beschieden war, hat schnell viele Nachfolger gefunden. Der prominenteste unter den frühen Häretikern und Konvertiten zu neuen Überzeugungen ist Saulus-Paulus, der wohl nicht nur in theologischer, sondern

auch infrastruktureller Hinsicht als eigentlicher Begründer des Christentums gelten darf. Es gibt in der christlich-abendländischen Tradition seit ihren Anfängen und verstärkt seit der frühen Neuzeit so etwas wie die Aussicht auf eine Häretikerprämie<sup>5</sup> – dass sie in anderen Kulturen, etwa der islamischen, fehlt, dürfte die produktiven Potenziale dieser Kulturen entscheidend schwächen. So unterschiedliche Köpfe wie Giordano Bruno und Galileo, Hieronymus Bosch und Picasso, Richard Wagner und Arnold Schönberg, Sigmund Freud und Albert Einstein, der Prometheus-Hymnen-Dichter Goethe und Rudolf Steiner, Rienzi und Lenin, Andy Warhol und John Lennon – um stellvertretend nur sie zu nennen – können bei allen gravierenden Differenzen bezeugen, wie aussichtsreich das Projekt einer häretischen Opposition sein kann. So wie aus der verfolgten die triumphierende Kirche (mit all ihren Paradoxien und Pathologien) werden konnte, so kann aus der musikalischen Unterschichtenfigur ein nobilitierter Sir Paul McCartney und aus dem Protestsänger Bob Dylan ein Literaturnobelpreisträger werden, der dann, auf die achtzig Jahre zugehend, hilflos bis verzweifelt komisch, weil dissidenz-konservativ, auf persönliche Präsenz bei der Preisübergabe verzichtet. Der Häretiker ist in dieser Kulturtradition der ausgeschlossene Eingeschlossene bzw. der eingeschlossene Ausgeschlossene – die Vermutung, das Abweichende, im buchstäblichen Sinne verrückt Scheinende, könne zum neuen strahlenden Paradigma werden, verleiht ihm und seinen Gefolgsleuten ungeahnte Energie, im Laufe der Zeit aber auch eine Kraft, mit der die häretische Umtriebigkeit rechnen kann. Das Paradox des eingeschlossenen Ausgeschlossenen, des Exkommunizierten, um den herum die Kommunikationsanstrengungen aller zu besonders großer Form auflaufen, wird nicht geringer, wenn, wie heute weitgehend der Fall, alle, die auf sich halten, Querdenker sein wollen, gegen den mainstream polemisieren, alternativ leben und bei Restbeständen

von Geistesgegenwart konsterniert feststellen müssen, dass sie „Konformisten des Anderssein“ sind.<sup>6</sup>

Zu Luthers Zeiten war Nonkonformismus noch nicht der (paradoxe) Normalfall; vielmehr war es bekanntlich noch ein bedrohliches, ja lebensgefährliches Risiko, Häretiker zu sein. Wer sich in Europa um 1500 dem in Jesus Christus inkarnierten Häresie-Versprechen anvertraute, musste mit dem Schlimmsten rechnen. Die blutige Verfolgung der Bogomilen, Waldenser, Katharer und weiterer Ketzer – das Wort leitet sich bekanntlich von der letztgenannten Gruppe ab – war nicht nur Priestern gegenwärtig, sondern Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses. Aus der verfolgten Kirche war seit mehr als einem Jahrtausend eine verfolgende Kirche geworden. Die Verbrennung von Jan Hus 1415 auf dem Konstanzer Konzil war ein propagandistisch inszeniertes Abschreckungssignal; dasselbe Konzil beschloss, auch die Gebeine des Ketzers John Wyclif auszugraben, um ihn post mortem zu verbrennen, was dann, wenn auch mit dreizehnjähriger Verzögerung, tatsächlich geschah. Kurzum: dass der Häretiker wie Sokrates, Jesus Christus oder Jan Hus zu Lebzeiten scheitern kann, war Luther selbstredend klar.

Umso bemerkenswerter ist es – und war es offenbar für Luther selbst! –, dass er sich in Heidelberg willkommen und rundum, körperlich wie geistig-geistlich, wohl fühlte. Davon legt u.a. sein Brief vom 18. Mai 1518 an seinen Freund Spalatin Zeugnis ab. „Ich bin auf dem ganzen Wege völlig wohl gewesen und Speise und Trank sagte mir außerordentlich gut zu, so dass einige meinen, ich sei behäbiger und beleibter geworden. Es hat mich der durchlauchtigste Fürst, der Pfalzgraf Wolfgang, trefflich aufgenommen und der Magister Jakob Simler, aber auch der Hofmeister Hase (Hasius). Denn er lud mich ein, das heißt, den Pater Vicarius Staupitz und unsern Lang, der jetzt Provinzialvikar ist, und wir erfreuten uns mit einander an einer lieblichen und angenehmen Unterhaltung,

aßen und tranken und besahen uns die Kleinodien in der Hofkapelle, sodann die Rüstkammer, ja alles, was das wahrhaft königliche und hochfürstliche Schloß an Zierden hat. Es konnte der Magister Jakob den meinetwegen geschriebenen Brief unseres Fürsten nicht genug loben, indem es in seiner Neckarschen Sprache sagte: ‚Ihr habt by Gott einen kystlichen Credenz.‘ Es hat an nichts gefehlt, was zu einer freundlichen Aufnahme hätte dienen können.“<sup>7</sup> So schreibt kein verfolgter Ketzer, so schreibt, um es neudeutsch zu formulieren, ein Shooting-Star der Theologie-Szene, der auf dem Weg ist, zum Etablierten zu werden – wovon auch die sich ändernde Körperlichkeit Zeugnis ablegt.

Dass der Reformator ziemlich genau ein Jahrhundert nach Jan Hus noch zu seinen eigenen Lebzeiten spektakulären Erfolg haben konnte, ist erklärungsbedürftig. Die Heidelberger Disputatio vom 26. April 1518 spielt bei den möglichen Erklärungsversuchen eine entscheidende Rolle. Eine Gedenkplatte am Heidelberger Universitätsplatz erinnert bis heute daran. Sie trägt die Inschrift: „*Martin Luther 1483–1546* / Zum Gedenken an seinen Aufenthalt im Kloster der Augustiner und an seine Heidelberger Disputation am 26. April 1518 / Im Lutherjahr 1983.“ In diesem Jahr 2018 häufen sich Gedenktage, deren Fülle eine eigentümliche Konstellation ergibt. Um nur drei zu nennen: Vor vierhundert Jahren begann der dreißigjährige Krieg; vor zweihundert Jahren wurde Karl Marx geboren, dessen Wirkungsgeschichte ähnlich ausgreifend ist wie die Luthers; vor hundert Jahren endete der erste Weltkrieg. Dass Luther vor einem halben Jahrtausend in Heidelberg disputierte, nimmt sich im Vergleich zu den genannten Ereignissen als einigermaßen sekundäres Datum aus, und doch handelt es sich um ein Ereignis von großem tiefenstrukturellen Gewicht. Die Fakten sind bekannt und schnell in Erinnerung gebracht (ich, der ich kein Kirchenhistoriker, sondern Literatur- und Medienwissenschaftler bin, muss alle enttäuschen,

die von diesem Vortrag weitere Mosaiksteinchen bei der Rekonstruktion der Einzelereignisse erwarten, ich habe keine neuen Quellen wie etwa einen Tonband- oder Videomitschnitt der Disputatio zu bieten<sup>8</sup>): zur Generalversammlung der Augustinererimiten in Heidelberg war auch der Augustinermonch Luther eingeladen. Der in kürzester Zeit hochprominent gewordene Disputant hatte übrigens erst ein Jahr zuvor diese Namensform gewählt und damit die Freiheit, ein anderer zu werden, symbolisiert. Ursprünglich lautete sein Familiennamen Luder, ein Name, der schon damals mit den Assoziationen versehen war, die dem Wort ‚Luder‘ auch heute noch mitgegeben sind, ein Grund, warum Luder/Luther seinen Namen gerne gräcisierte: Eleutherius/der Freie. Luther – das ist auch der Markenname für den „ersten Erfolgsautor der Neuzeit“, erschienen doch aus seiner Feder „bis zum Ende des Jahres 1520 ... 82 Einzelschriften und Schriftsammlungen ..., die eine Gesamtmenge von über 600 Auflagen erzielt hatten.“<sup>9</sup>

Auf Geheiß Roms sollte in Heidelberg über die Ablassproblematik gesprochen werden. Luther hatte sich vor und während seiner langen teils Fuß-, teils Wagenreise von Wittenberg nach Heidelberg<sup>10</sup> gründlich auf dieses Ereignis vorbereitet. Nun nutzte er seinen Auftritt im Kreis prominenter, etablierter und zumeist älterer Kollegen, um Grundzüge seiner Theologie mehr als nur anzudeuten. Er argumentierte offenbar wortgewaltig gegen die *theologia gloriae* und für die *theologia crucis* und setzte gegen das Konzept der Werkgerechtigkeit die generalüberholte paulinisch-augustinische Gnadenlehre. Bei einigen, zumal bei den älteren Teilnehmern der Disputatio (Johann Hoesser, Peter Scheibenhart, Georg Schwarz, Markus Stier, Jodocus von Rohrbach, Lorenz Wolff) stieß er damit auf Ablehnung. Luther aber trat so eindringlich auf, dass er viele seiner Hörer, zumal die jüngeren, überzeugte und zu Anhängern machte – unter anderem die alsbald wirkungsmächtigen Reformatoren Theobald Billican (der aller-

dings 1530 sein Bekenntnis zur Reformation widerrief), Johannes Brenz, Martin Bucer, Paul Fagius, Martin Frecht, Franciscus Irenicus und Erhard Schnepf. Er fand also die offenen Ohren der Köpfe, auf die es ankam und bis heute ankommt – die von Multiplikatoren. Ein Häretiker ohne qualifizierte Gefolgschaft wird schnell zur obskuren bis komischen Figur. Luther aber traf in Heidelberg auf versierte Köpfe, die die neue, nein: die reformierte, also rundumerneuerte christliche Lehre ihrerseits verbreiteten.

Eine Konstellation, deren Tiefenstruktur bedacht zu werden verdient. Die Heidelberger Disputatio ist nach dem Thesenanschlag das zweite Großereignis des Reformationsprozesses, dem weitere wie 1521 der Auftritt Luthers beim Reichstag in Worms oder seine wenn nicht persönliche, so doch mediale Präsenz 1529 beim Reichstag in Speyer folgen sollten. Auch das altbewährte und lutherisch reformierte Format der Disputatio konnte nach Heidelberg in Serie gehen. „Weitere wichtige Disputationen waren die in Zürich 1523; in Breslau 1524 (zur Einführung der Reformation dort); das Religionsgespräch zu Memmingen 1524; 1525 das Nürnberger Religionsgespräch; Disputation in Hamburg 1527 und 1528; 1527 in Stockholm; in Bern 1528 (die Zehn Berner Thesen), zudem eine Synode 1532; in Flensburg 1529.“<sup>11</sup> Die Heidelberger Disputatio scheint auf den ersten Blick, der ganz auf den 31. Oktober 1517, also auf den Tag des legendären und wohl auch faktischen Thesenanschlags in Wittenberg, fixiert ist, sekundär zu sein. Im kollektiven Gedächtnis hat diese Disputatio nicht annähernd das Gewicht, das dem mythisch überhöhten und feiertagsträchtigen Thesenanschlag nahe käme. Luther aber hatte ein feines Gespür für die Kraft des Sekundären. Er selbst bekannte drei Jahre nach dem Thesenanschlag, dass ihm eben erst mit dieser Verspätung aufgegangen ist, der zweite Reformator nach Jan Hus zu sein: „Bis jetzt habe ich alles von Jan Hus gelehrt und verwendet, ohne es zu kennen. Johann von Staupitz tat

unwissentlich das Gleiche. Kurz, wir alle sind Hussiten, ohne es zu wissen, auch Paulus und Augustinus sind es aufs Wort.“ („Ego imprudens hucusque omnia Iohannis Huss et cocui et tenui. Docuit edadem imprudentia et Iohannes Staupitz. Breuiter: sumus omnes Hussitae ignorantes. Denique Paulus et Augustinus ad verbum sunt Hussitae.“<sup>12</sup>)

Eine gerade im Insistieren auf unmöglichen Chronologien (Paulus und Augustinus als Hus-Leser!) bemerkenswerte Äußerung: bewusst, sich selbst gegenwärtig ist allein der und das Sekundäre. Eine Struktur, die sowohl Hus als auch Luther transparent war. Hus selbst prophezeite (mit der Bedeutung seines Namens spielend: das tschechische Wort ‚hus‘ bedeutet Gans), er sei der Vorgänger eines, der da noch kommen werde – in seinen drastischen Worten: die Gans, die auf dem Scheiterhaufen gebraten werde, der ein Schwan folgen werde, dessen Gesang nicht unterdrückt werden könne. Darauf bezieht sich Luther in seiner umfangreichen Vorrede über den Propheten Daniel: „Das nach S. Johannes Hus das Bapstum in grosse verachtung komen ist / vnd S. Johannes Hus namen vnd lere mit keiner Macht haben können wehren noch zu grund dempffen. BJS das jn / zu dieser zeit / das geschrey erschreckt / des Johannes Hus ein Vorlauffer gewest ist / Wie er jnen verkündiget hat im Geist / da er sprach / Vber hundert jar solt jr Gott vnd mir antworten. Jtem / Sie werden eine Gans braten (Hus heisst Gans) Es wird ein Schwan nach mir komen / den werden sie nicht braten. Vnd ist also geschehen / Er ist verbrand / Anno M. cccc. xvj. So gieng dieser jtziger Hadder an mit dem Ablas / Anno. M. D. xvij.“ (*Die Luther-Bibel von 1545*, p. 1525 sq.) Eine bemerkenswert souveräne Selbststilisierung: Luther ist der Schwan, der auf die gebratene Gans folgt.

Nun sprechen in der Tat viele Indizien dafür, dass das Nachgeordnete, logisch wie chronologisch Sekundäre funktional mehr Gewicht und Entscheidungskraft haben kann als das Primäre, dass also über den Erfolg von Menschen, Pro-

grammen, Impulsen und Ideen ihr jeweils zweiter Auftritt und Durchlauf bzw. die nachgeordnete Instanz entscheidet. Für den Erfolg eines Autors ist einem Verlegermythologem zufolge sein zweites Buch entscheidend. Eigentlich machtvoll ist nicht die jeweils so wahrgenommene Person (in Deutschland etwa Angela Merkel), sondern ihre weitgehend unbekannte Büroleiterin, weil sie über den Zugang zum Machthaber bzw. zur Machthaberin entscheidet. Klüger, informativer und komplexer als klassische Auktionen sind sogenannte Zweitpreisauktionen. Mit dem Handel von Produkten lässt sich zumeist mehr verdienen als mit ihrer Produktion. Die second-order-observation sieht mehr als die first-order-observation, sie beobachtet eben noch die anderen Beobachter. Theater im Theater wie in *Hamlet* oder im *Sommernachtstraum* wird zum distanzierteren und dennoch heißen Kern des neuzeitlichen Dramas. Nicht die Letzten, die Zweiten werden die ersten sein.

Diese profanen Beispiele für die eigentümliche Kraft des Sekundären stoßen in der christlich-sakralen Sphäre nicht etwa auf eine Gegenwelt des Primären, vielmehr offenbart sich dort noch prononcierter dieselbe Tiefenstruktur im Verhältnis von Primärem und Sekundärem. Der Sohn Gottes, also der Inbegriff des familiär Sekundären, nicht Gottvater selbst steht im Mittelpunkt des christlichen Glaubens (der sich trinitätstheologisch an der Paradoxie abarbeiten muss, dass Vater und Sohn gleichalt sind, existieren sie doch von Ewigkeit zu Ewigkeit). Denn der Sohn, nicht der Vater ist die religiöse Schlüsselfigur: niemand kommt zum Vatergott denn durch ihn, den Sekundären, den Sohn – sagen Christen, die ja schon in dieser ihrer Benennung bekunden, dass sie das zweite, das Neue Testament, das essenziell vom sterblichen Menschen-Sohn und nur beiläufig vom göttlichen Vater Zeugnis ablegt, (noch mehr schätzen als das Alte, das erste Testament. Um es hegelianisierend auszudrücken: das Begründete (der Sohn, der / das



Sekundäre) greift auf seinen Grund (den Vater, das Primäre) über. Eine Argumentationsfigur, die sich in delikater Weise fortsetzen lässt. Der päpstliche Stellvertreter Christi hat auf Erden wiederum mehr zu sagen als der abwesende Gottessohn, den er vertritt. Priester und Pfarrer aller Provenienz sprechen im Namen eines größeren, eines größten Anderen; sie reagieren, wie Dostojewski grandiose Geschichte vom Großinquisitor aufzeigt, not amused, wenn die Primärquelle präsent ist und zu sprechen anhebt. Man kann die schwer zu vermeidenden Paradoxien, die dem funktionalen Primat des Sekundären innewohnen, orthodox ausblenden und etwa die privilegierte Nähe des Heiligen Vaters zum himmlischen Gottvater, Sohn und Heiligem Geist betonen, in deren Namen man ehrfürchtig spricht. Man kann aber auch differenzbetont und paradoxiesensibel fortfahren und so möglicher Weise zu produktiveren Einsichten gelangen. Luther hat ersichtlich den zweiten Weg gewählt – gleich zu Beginn des Abschnitts *Ex theologia* seiner Heidelberger Disputatio bekennt er sich zu den „theologica paradoxa“ (62)<sup>13</sup>. Schon die knappen Einleitungsworte, die er seinen Heidelberger Thesen voranstellt, machen unmissverständlich klar, dass für Luther eine paradoxiefreie Theologie nicht möglich ist und er sich dabei in der Tradition der Autoren Paulus und Augustinus weiß, die ‚Gefäß‘, ‚Werkzeug‘ und ‚Ausleger‘, also in einem sehr präzisen Sinne sekundär sind.

„Uns selbst gänzlich misstrauend gemäß dem Rat des Geistes: ‚Verlass dich nicht auf deine Klugheit‘, (Spr. 3,5, J. H.) bieten wir demütig dem Urteil aller, die anwesend sein wollen, diese theologischen, widersprüchlich wirkenden Thesen, damit sich so zeige, ob sie gut oder schlecht herausgeholt sind aus dem göttlichen Paulus, diesem erwähltesten Gefäß und Werkzeug Christi, ferner aus St. Augustinus, seinem zuverlässigen Ausleger.“ (63 sq.)<sup>14</sup>